

Julie Dubois
Lorbeerglanz

Weitere Titel der Autorin

Trüffelgold

Kalte Blüten

Julie Dubois

LORBEER GLANZ

EIN PÉRIGORD-KRIMI

lÜbbe

Dies ist ein Roman. Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig und unbeabsichtigt.

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © 2023 by Bastei Lübbe AG,
Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Einband-/Umschlagmotiv: © mauritius images: Masterfile |
R. Ian Lloyd | Andrew P. Walmsley | Alamy | Alamy Stock Photos
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7857-2838-3

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

*Nous ne savons jamais si nous ne sommes
pas en train de manquer notre vie.*

Wir wissen nie, ob wir nicht gerade unser
Leben verpassen.

Marcel Proust

Prolog

Non! Das darf nicht wahr sein!

Das über alles Begehrte soll also mit einem Mal unerreichbar sein? Es war doch so versprochen! Oder ist es vielleicht nur ein Scherz? Die fadenscheinige Erklärung für diese Gemeinheit macht die Erniedrigung nur noch schlimmer.

Plötzlich ist da ein unangenehmes Rauschen in den Ohren, das immer lauter wird und die gesprochenen Worte überlagert.

Tränen der Wut steigen auf. Bloß keine Schwäche zeigen! Augen heften sich auf die Waffe, die mit solch herausragendem handwerklichem Geschick gefertigt wurde.

Stolz bewahren!

Im nächsten Moment schießt die Hand wie von selbst nach vorn. Mit Wucht trifft die Spitze auf die linke Brust und bohrt sich tief in sie hinein.

Kapitel 1

Saint-André-du-Périgord, Mittwoch, 7. Juli

Kommissarin Marie Mercier war voller Vorfreude. Doch vor dem Wiedersehensfest wollte sie gern noch ein wenig die Ruhe genießen. Die Glocken der nahe gelegenen Kirche hatten gerade sieben Uhr geläutet, und nun herrschte wieder friedliche Stille um sie herum. In wenigen Stunden wäre es hier vorbei mit der Beschaulichkeit. Und heiß würde es werden. Nachdem es drei Tage lang wie aus Eimern geschüttet hatte, strahlte heute die Sonne von einem wolkenlosen blauen Himmel, und die Wettervorhersage hatte für die Mittagszeit achtunddreißig Grad angekündigt. Und es sollte sogar noch wärmer werden diese Woche – *une canicule*, Hundstage, wie man eine Hitzewelle nannte, war im Anmarsch. Ja, im Périgord konnte der Sommer sehr heiß werden.

Obwohl Marie sich heute freigenommen hatte, war sie schon bei Sonnenaufgang aus dem Bett geschlüpft und hatte sich in den Garten gesetzt. Sie trug ihre alten verwaschenen Shorts und ein leichtes, blauweiß gestreiftes T-Shirt. Sie hatte ein Faible für Streifenshirts und besaß mehrere in unterschiedlichen Farben. In diesen einfachen Outfits fühlte sie sich am wohlsten.

Sie liebte es, in der Frühe, von Natur umgeben, den Tag in Ruhe anzugehen. Vor Kurzem hatte sie mit ihrem Freund Michel auf dem Flohmarkt einen kleinen, runden Metalltisch und zwei Holzklappstühle erworben und zunächst unter dem imposanten Walnussbaum platziert. Allerdings hatte ihre Großtante Léonie, die im anderen Gebäudeflügel des Familienbauernhofs lebte, ihr

daraufhin eine kleine, freilich nur gut gemeinte Moralpredigt gehalten: Unter einem Nussbaum dürfe man sich nicht aufhalten. Es wisse doch jeder, wie ungesund das sei, unter anderem bekomme man Rheuma ... Irgendeine jahrhundertealte Bauernweisheit. Léonie zuliebe hatte Marie ihren Tisch und ihre Stühle ein paar Meter weiter unter den größten Apfelbaum in ihrem Garten gestellt.

Ihr Blick glitt hinab zu ihren nackten Füßen, neben denen sich der Mischlingshund César hingelegt hatte und jetzt leise schnarrend döste. Gleich nach dem Aufstehen hatte sie einen kleinen Spaziergang mit ihm gemacht. Mit einem Lächeln hob sie wieder den Kopf, schaute zum leuchtend blauen Himmel empor und atmete mehrmals tief ein und aus. So früh am Morgen war die Welt noch in Ordnung. Aus Saint-André, ihrer kleinen heimischen Welt hinter der Gartenmauer, war noch kein Laut zu vernehmen, und die Touristen, die im Sommer das friedliche Dreihundertseelendorf stürmten, lagen noch alle in den Federn. Doch vollkommen still war es auch nicht mehr. Offenbar wuselte Georges bereits herum. Der ehemalige Knecht lebte seit sechzig Jahren mit auf dem Hof und war längst ein Familienmitglied geworden. Marie stand auf, verließ den Obstgarten und ging zum Innenhof.

»Meine Güte, Georges, wie oft willst du die Pflastersteine noch kehren? Warum trinkst du nicht in Ruhe einen Kaffee mit mir?«

»Ich kann jetzt nicht rumsitzen! Die Warterei macht einen ja wahnsinnig«, entgegnete er unwirsch und versuchte, sein widerpenstiges weißes Haar mit der flachen Hand glatt zu streichen.

Marie betrachtete den großgewachsenen, hageren alten Mann gerührt. Er hatte sich sorgfältig rasiert und aus gegebenem Anlass sogar ein frisches, helles Hemd angezogen. Eins, das sie noch nie an ihm gesehen hatte. Höchstwahrscheinlich war es das »für gut«, wie er es nannte. Und heute war in der Tat ein besonderer Tag: In einigen Stunden würden ihre Großtante Léonie und die Nachbarin Rose von ihrer dreiwöchigen Mittelmeer-Kreuzfahrt zu-

rückkehren. Es mussten die längsten Wochen in Georges' Leben gewesen sein. Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr war er höchstens ein paar Tage von Léonie getrennt gewesen – seiner heimlichen Liebe. Wobei nur Marie hier von »Liebe« sprach, schließlich hatten die beiden ihre Beziehung nie offen ausgelebt. Was genau sie miteinander verband, wusste Marie nicht, da ihre Großtante sich nie zu ihren Gefühlen für Georges geäußert hatte. Aber für Marie bestand kein Zweifel, dass die zwei zusammengehörten und sich gegenseitig brauchten.

Ein paar Meter weiter scharrtten die Hängebauschweine Augustine und Joseph eifrig in ihrem Gehege und grunzten leise.

Marie zeigte auf die Einfriedung: »Du steckst die beiden ja noch an mit deiner Nervosität!«

»Die sind halt empfindsam«, erwiderte Georges. »Ich habe ihnen gesagt, dass Léonie gleich nach Hause kommt. Sie haben sie doch auch so vermisst. Wann wird sie noch mal hier sein?«

Diese Frage stellte er nun gefühlt zum zehnten Mal, dennoch würde Marie ihm wie auch zuvor schon geduldig antworten. Seine Vorfreude, die er nicht offen zeigen wollte, war wirklich rührend.

»Das Schiff legt in einer Stunde in Bordeaux an. Dann müssen alle Passagiere aussteigen. Bis die beiden Michel und sein Auto erreicht haben und durch den Berufsverkehr gekommen sind, dauert es bestimmt mindestens eine Stunde. Und dann noch mal knapp zwei Stunden Fahrt bis hierher. Sie werden wohl gegen Mittag eintrudeln.«

»Ach, so lange noch!« Georges seufzte und machte sich wieder ans Kehren. Sein Redebedarf war gedeckt.

Okay, dann würde Marie eben nur für sich einen Kaffee kochen, bevor sie sich in Ruhe an die restlichen Vorbereitungen für einen würdigen Empfang der Weltenbummlerinnen machte. Noch nie waren Léonie und Rose so lange und so weit verreist gewesen. Und ohne diese beiden Säulen des Dorfes wirkte Saint-André irgendwie verwaist, wie Marie in den letzten Wochen be-

wusst geworden war. Auch sie freute sich auf die Rückkehr ihrer Großtante und der redseligen Nachbarin und war gespannt darauf zu erfahren, was die zwei so alles erlebt hatten.

Das Mittagessen für den festlichen Empfang war bereits fertig. Gestern Abend hatte sie eine Fischpastete zubereitet, die sie kalt servieren würde. Sie bestand vor allem aus Steinbutt mit vielen Kräutern, darunter Estragon und Kerbel. Dazu würde es einen Salat mit schwarzen Beluga-Linsen geben – Léonie liebte Linsen – und perfekt gereifte Melonen aus Cavaillon, die Marie später noch zu kleinen Kugeln ausstechen würde. Das Auge aß schließlich mit. Zudem hatte sie speziell für Georges beim Metzger eine hausgemachte Kaninchen-Pistazien-Terrine gekauft und für Michel eine schöne Käseplatte vorbereitet. Die hatte er sich redlich verdient.

Marie war gerührt gewesen, als er spontan angeboten hatte, die beiden älteren Damen am Hafen in Empfang zu nehmen und nach Saint-André zu bringen. Dafür hatte er sich, so wie sie, einen Tag freigenommen, was in seiner Position als oberster Leiter des Drogendezernats von Bordeaux bestimmt nicht einfach gewesen war. Marie wusste, dass er in Arbeit versank und einen schwierigen Einsatz nach dem anderen managen musste. Allerdings bedeutete dieser Urlaubstag außer der Reihe auch geschenkte Zeit für sie beide. So würden sie sich auch mal mitten in der Woche sehen.

Marie hatte Michel vor bald einem Jahr bei einem Fall kennengelernt, bei dem sie eigentlich nicht hätte ermitteln dürfen und es trotzdem getan hatte. Damals war er ihr Vorgänger im Kommissariat von Périgueux gewesen, und heute war er ihr Freund – so schnell konnten sich die Verhältnisse ändern. Inzwischen führten sie eine Wochenendbeziehung, da er, beruflich bedingt, in Bordeaux und sie in Saint-André wohnte. Sie musste lächeln, so sehr freute sie sich auf den heutigen Urlaubstag, der ihnen mehr als nur ein bisschen Zeit für Zweisamkeit gewähren würde.

Als sie ihre weitläufige, helle Küche betrat, wurde Marie von einem empörten Miauen empfangen. Gaston hatte wieder Hunger. Dieser rot getigerte Kater war ein Magen auf vier Pfoten. Während sie Trockenfutter in seinen Napf schüttete, hörte sie ihr Handy klingeln. Sie hatte es in ihrem Schlafzimmer im ersten Stock liegen lassen. Um diese Zeit konnte das nur Michel sein, der sich meldete, bevor er sich auf den Weg zum Hafen machte. Sie telefonierte immer in der Frühe miteinander, um den Tag mit einem kleinen Flirt einzuleiten und die Nähe des anderen zumindest durch seine Stimme zu spüren, und bei dem Gedanken daran huschte abermals ein Lächeln über Mariens Gesicht. Sie würde ihn gleich in aller Ruhe zurückrufen. Schnell setzte sie noch den Kaffee auf und füllte Wasser in der Blumenvase nach – die zartrosa Akeleien, die sie gestern im Garten gepflückt hatte, sahen durstig aus. Anschließend ging sie mit ihrer Bol Kaffee nach oben. Die alte Holzterapie knarrte unter jedem Schritt. Marie mochte dieses Geräusch, das sie an ihre frühe Jugend erinnerte.

Sie war in den Neunzigerjahren in Paris aufgewachsen, hatte aber jeden Sommer einen Großteil der Schulferien in diesem Haus bei ihrer Großmutter verbracht. Und die Besuche bei ihrer geliebten Mamie waren die Highlights ihrer Kindheit gewesen. Marie hatte diese Aufenthalte immer als Zeiten großer Freiheit erlebt, denn statt in der Dreizimmerwohnung ihrer Mutter zu hocken, konnte sie hier nach Herzenslust im Garten spielen oder mit den Kindern des Dorfes auf den umliegenden Feldern herumtoben. Mit Mamie, die ihr viel Freiraum gewährt hatte, verband sie ein besonders inniges Verhältnis – und Léonie, Mamiens Schwester, die auf dem Hof für das leibliche Wohl zuständig war, verwandelte jedes Essen in ein Festmahl. Ganz oben auf Mariens kulinarischer Hitliste stand ihre *Tarte aux mirabelles*. In Paris war das anders. Mariens Mutter war alleinerziehend, und da sie als Krankenschwester Schichtdienst hatte, wurde zu Hause gegessen, was das Tiefkühlfach oder die Dosen im Küchenschrank hergaben.

Später hatte Marie in Paris ihre Karriere bei der Brigade Criminelle begonnen. Und mittlerweile wohnte sie in dem Haus, das sie von ihrer verstorbenen Großmutter geerbt hatte. Das hatte das Schicksal so entschieden. Wenngleich Marie sich ihm mit Freude gefügt hatte und ihr neues Leben in dem ländlichen Paradies sehr genoss.

Oben im Flur angekommen, betrachtete sie sich zunächst in dem Spiegel, der neben dem Eingang zu ihrem Schlafzimmer über einer alten Kommode mit weißer Marmorplatte hing. »Natur pur«, würde ihre ehemalige Kollegin Pauline beim Anblick des ungeschminkten Gesichts spöttisch anmerken. Die Pariser Kriminalbeamtin war Maries beste Freundin, liebte das Leben in der Großstadt über alles und würde ihre Wohnung niemals ungestylt verlassen. Sie waren unterschiedlich von ihren Naturellen her, und die Distanz zwischen Paris und Saint-André war groß. Doch es war ihnen beiden wichtig, weiterhin in Kontakt zu bleiben.

Marie befand, dass sie auch ungeschminkt gut aussah. Ihre Haut war leicht gebräunt, und ihre haselnussbraunen Augen, die den gleichen Farbton hatten wie ihre Haare, leuchteten. Das Landleben bekommt mir anscheinend gar nicht so schlecht, stellte sie zufrieden fest.

Nach ein paar Schritten gelangte Marie in ihr Schlafzimmer. Es war ein freundlicher Raum mit einem großen Bett mit schweren weißen Leinenlaken, die zur Aussteuer ihrer Großmutter gehört hatten. Daneben stand eine alte Truhe, die sie auf dem Speicher gefunden hatte und die nun als Nachttisch diente. Ihre Kleidung vom Vortag lag noch auf einem kleinen Clubsessel mit verblichenem Blumenmuster, und die Türen des alten Kleiderschranks waren weit aufgerissen. Marie hatte sich vorgenommen, im Laufe des Vormittags Kleidungsstücke auszumisten, die sie nicht mehr trug, seitdem sie Paris verlassen hatte. Hier auf dem Land im Périgord kam sie selten in die Verlegenheit, sich in Schale werfen zu müssen.

Die Flügeltür zu dem kleinen Balkon gegenüber ihrem Bett war geöffnet, und Marie hörte die Grillen um die Wette zirpen. Sie trat hinaus, lehnte sich an das alte gusseiserne Geländer und erfreute sich an dem Ausblick, der sich ihr bot. Hinter dem Obstgarten sah sie die alten Dächer des Dorfes und den Kirchengiebel, dessen graues Steindach sich von dem tiefblauen, klaren Himmel scharf abzeichnete. Sie atmete die Morgenluft tief ein und hörte, wie inzwischen auf der Terrasse des Café de la Place, das in Luftlinie keine hundert Meter entfernt war, eifrig Tische und Stühle gerückt wurden. Um diese Jahreszeit herrschte dort Hochbetrieb, und Jacques und Danielle, die Besitzer, mussten schon früh am Morgen mit den Vorbereitungen beginnen, um für den tagtäglichen Ansturm der Touristen gewappnet zu sein.

Als Marie in ihr Zimmer zurückkehrte und gerade nach ihrem Telefon greifen wollte, klingelte es erneut. Michel hatte ihr wohl etwas Dringendes zu erzählen. Sehnsucht? Oder gibt es vielleicht ein Problem mit der Ankunft der beiden Urlauberinnen?, dachte sie. Hoffentlich nicht Letzteres.

Es war aber nicht Michels Name, der auf dem Display leuchtete, sondern eine unbekannte Nummer.

»Hallo?«

»Commissaire Mercier?«, fragte eine fremde Männerstimme im ernsten Ton.

Das klang nach Arbeit ... Bitte nicht jetzt!

Sie liebte ihren Beruf, aber heute musste sie passen. Sie hatte Léonie hoch und heilig versprochen, dass sie bei ihrer Rückkehr zu Hause sein würde.

»Oui.«

»Commissaire Lauzin aus Bergerac. Entschuldigen Sie die frühe Störung.« Der Mann klang verlegen.

»*Bonjour, cher collègue*, kein Problem. Das kommt in unserem Beruf schon mal vor. Was kann ich für Sie tun?«

»Wir kennen uns leider noch nicht persönlich, aber ich habe

schon viel von Ihnen gehört und mehrmals mit Ihrem Vorgänger, Michel Leblanc, zusammengearbeitet. Vielleicht sind Sie ihm noch begegnet, bevor er nach Bordeaux befördert wurde?«

Anscheinend hatte sich in ihrem beruflichen Umfeld noch nicht herumgesprochen, dass Michel Leblanc und sie ein Paar waren.

»Ja, schon«, antwortete sie schmunzelnd. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Bei uns brennt's gerade. Also, im übertragenen Sinn ... Uns wurde vorhin aus Limeuil ein mutmaßlicher Mordfall gemeldet. Allerdings sind zwei unserer Kollegen im Urlaub und zwei weitere krank. Wir sind also völlig unterbesetzt. Deshalb wende ich mich über den inoffiziellen Weg an Sie.«

Marie fragte sich, wo dieser Anruf wohl hinführen würde, ließ den etwas umständlichen Kollegen jedoch in seinen Ausführungen fortfahren.

»Rein geografisch gehört Limeuil zwar eher in den Zuständigkeitsbereich von Bergerac als in den von Périgueux, aber könnten Sie uns – in Anbetracht der misslichen Lage – vielleicht aushelfen?«

»Gern!«, antwortete sie spontan. »Sie müssten mir nur sagen, wie.«

»Könnten Sie zum Tatort fahren?«

Mist! Das war leider ganz schlechtes Timing.

»Eigentlich hatte ich mir heute wegen einer familiären Angelegenheit freigenommen ...« Noch während sie die Worte aussprach, verspürte sie ein Unbehagen. Das bist nicht du, sagte ihr ihre innere Stimme. Ihr ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein und auch ihre Neugierde meldeten sich sogleich. Außerdem wollte sie nicht unkollegial sein, zumal es das erste Mal war, dass ein anderes Kommissariat hier im Périgord sie um Hilfe bat. Und bis zur Ankunft ihrer Großtante hatte sie noch genug Zeit, zum Tatort zu fahren und mit den Ermittlungen zu beginnen; sie musste sich

nur gut organisieren. Es war noch vor acht, die Straßen würden also leer sein. In gut vierzig Minuten konnte sie in Limeuil sein, und spätestens um elf Uhr wäre sie dann wieder zu Hause. »Aber kein Problem, Herr Kollege, ich mache mich sofort auf den Weg. Das kriegen wir hin.«

Gleich würde sie ihren engsten Mitarbeiter, Inspektor Richard Martin, anrufen und mit ihm besprechen, wie sie das geregelt bekamen. Auch wenn aus dem Gespräch mit Lauzin bislang nicht klar hervorgegangen war, ob sie den Mordfall ganz übernehmen oder nur erste Ermittlungen durchführen sollte, war ihr wichtig, dass Richard ebenfalls zum Tatort kam. Sie schätzte seine feine und genaue Beobachtungsgabe, und sie ergänzten sich gut.

Kommissar Lauzin seufzte erleichtert auf. »*Merci!* Damit helfen Sie uns wirklich.«

Marie griff nach Stift und Notizblock, die immer auf ihrem Nachttisch lagen, setzte sich auf die Bettkante und aktivierte die Lautsprecherfunktion des Handys. »Erzählen Sie mir bitte alles, was Sie wissen. Wie ist der Stand der Dinge in Limeuil?«

»Wie, du fährst jetzt weg?« Georges war völlig entgeistert.

Marie hatte sich eine leichte Leinenhose und ein T-Shirt angezogen, das nicht nach Freizeit aussah, und schnürte auf der Bank vor ihrem Küchenfenster schnell noch ihre Sneakers zu.

»Tut mir leid, Georges, ich muss kurzfristig für einen Kollegen einspringen, bin aber rechtzeitig wieder da. Versprochen! Außerdem ist alles so weit vorbereitet.«

Marie tat so, als würde sie Georges' fassungslosen Blick nicht bemerken.

Doch er schien schnell zu verstehen, dass Marie nicht aus Spaß das Haus verließ und er nun auf sich gestellt war. In seiner unbeholfenen Art – vermutlich, um ihr nicht noch zusätzlich Stress zu machen, verkündete er: »Na ja, ich wollte eh noch Augustine und Joseph baden.«

Marie tat so, als hätte sie vergessen, dass er die beiden gestern Abend schon ausgiebig mit dem Gartenschlauch abgespritzt hatte, was die Schweine mit lautem, genüsslichem Quieken und Grunzen quittiert hatten.

»Das ist eine gute Idee«, antwortete sie bloß und winkte ihm zum Abschied zu, als sie den Hof verließ.

Sie sah noch, wie der struppige César, der offenbar auf einen Spaziergang gehofft hatte, ihr traurig hinterherschautete. Und nachdem sie das Tor hinter sich geschlossen hatte, hörte sie ihn laut winseln. Dieser Hund wäre ein großartiger Schauspieler geworden. Immerhin hatte sie ja schon in der Frühe eine Runde mit ihm gedreht, verteidigte sie sich innerlich.

Marie fuhr an Feldern mit hochgewachsenen Weizenhalmen vorbei, die in der Morgensonne golden leuchteten und sich wellenartig sanft im Wind bogen. Bald würden sie abgeerntet. Der Anblick von stoppeligen Feldern versetzte ihr von jeher einen kleinen Stich. Es bedeutete, dass der Sommer schon fortgeschritten war und die Tage kürzer wurden. Eine Form von Sentimentalität, die sie nie abgelegt hatte ... Dabei lebte sie durchaus im Hier und Jetzt.

Nach einer kurvenreichen Fahrt durch die Wälder, die noch etwas Kühle gespeichert hatten, erreichte sie die Gemeinde Les Eyzies, die von der zumeist dicht befahrenen Hauptstraße in zwei Hälften geteilt wurde. Doch zu dieser frühen Stunde gab es hier noch wenig Verkehr. Vor den zahlreichen Cafés und Souvenirgeschäften regte sich allerdings bereits das Leben. Es wurde gekehrt, Postkartenstände wurden auf den Bürgersteig gerollt, Sonnenschirme vor den Gaststätten geöffnet. Später würden die Touristen in Scharen in den Ort strömen und Autofahrer nur noch mühsam vorankommen.

Marie mochte den Ort auch wegen der imposanten Felsformationen, die auf einer Länge von rund sechshundert Me-

tern über dem kleinen Fluss Vézère aufragten. Hier gab es nicht nur das eindrucksvolle Musée de la Préhistoire, das Museum für Steinzeitkunde, sondern unter anderem auch die Höhle von Font-de-Gaume mit ihren zahlreichen Felsmalereien und, unweit davon, die Höhle von Les Combarelles mit ihren bedeutenden Ritzzeichnungen. Im Gegensatz zu der etwa zwölf Kilometer entfernten weltberühmten Höhle von Lascaux konnte man hier statt originalgetreuer Kopien noch die ursprünglichen Kunstwerke besichtigen. Marie wusste, dass Michel sich seit frühester Jugend für diese Zeugnisse prähistorischen menschlichen Lebens interessierte. Und mittlerweile hatte er auch sie mit seiner Begeisterung für diese seltenen und kostbaren Relikte aus der Steinzeit angesteckt.

Während sie durch den Ort fuhr, musste sie unweigerlich an das denken, was der Kollege Lauzin ihr vorhin berichtet hatte: Man hatte die Leiche eines Mannes am Fluss gefunden. Die Waffe, mit der das Opfer anscheinend getötet worden war, lag noch am Tatort. Die Polizistin aus Limeuil, die als Erste vor Ort gewesen war, hatte sie als prähistorische Dolchklinge aus Stein beschrieben. Ob das wirklich zutraf? Vielleicht hatte die Kollegin ja vor lauter Aufregung nicht richtig hingeschaut. Aber wenn es doch stimmte – was hatte das zu bedeuten? Es war wohl kaum davon auszugehen, dass sich ein Steinzeitmensch auf wundersame Weise in die Gegenwart verirrt hatte. Marie spürte, wie ihre Sinne in den Ermittlungsmodus wechselten. Gleich würde sie sich selbst ein Bild machen. War der Mord tatsächlich mit einer Steinzeitwaffe begangen worden?

Auf den letzten Kilometern nach Limeuil änderte sich die Landschaft, die Täler wurden hier weitläufiger. Marie näherte sich dem breiteren Dordogne-Tal. Es wurde schon warm – entsprechend der Außentemperaturanzeige ihres Autos waren es bereits achtundzwanzig Grad –, und Marie hatte alle Fenster geöffnet. In ihrem Dienstwagen gab es natürlich eine Klimaanlage, aber in

nostalgischer Erinnerung an den alten, von Mamie geerbten R5, den sie vor ein paar Wochen leider hatte verschrotten müssen, ignorierte sie diesen neumodischen Schnickschnack. Ihr mittellanges, volles braunes Haar flatterte im Wind, und das gefiel ihr. Es war, als würde ihr Hirn durchgepustet. Eine gute Voraussetzung, um mit klaren Gedanken einen neuen Fall anzugehen.

Nach einem prächtigen Sonnenblumenfeld in voller Blüte erreichte sie schließlich die von Richard Löwenherz erbaute Kirche von Saint-Martin, dann passierte sie das Ortsschild von Limeuil. Darunter las man auf einer weiteren Tafel *Un des plus beaux villages de France*. Bruno Dubosc, der Bürgermeister, kämpfte seit Jahren darum, dass auch Saint-André-du-Périgord mit dem Prädikat ausgezeichnet wurde, zu den schönsten Dörfern Frankreichs zu gehören.

Marie fuhr zum kleinen Hafen und parkte vor der *Plage du Port Limeuil*, dem Strand am Flussufer. Das Herzstück des gut erhaltenen mittelalterlichen Dorfes war auf einem Felsen erbaut worden, von dem aus man eine eindrucksvolle Aussicht auf die Umgebung hatte. Doch auch vom Hafen aus bot sich ein besonderer Blick: Hier trafen die zwei Flüsse des Départements aufeinander – die Vézère mündete in die breitere Dordogne –, und beide wurden von imposanten Steinbrücken überspannt. Außerdem gab es an den sanft abfallenden Ufern entlang der Gewässer ideale Picknick- und Liegeplätze.

Als Kind war Marie einige Male mit ihrer Mutter, ihrer Großmutter und deren Schwester Léonie hier gewesen. Wenn sie einen ihrer seltenen Familienausflüge oder, wie Mamie es nannte, eine »Weibertour« unternahm, durfte Marie das Ziel aussuchen. Und ihre Wahl war oft auf diesen Strand gefallen. Komisch, sie hatte seit einer Ewigkeit nicht mehr daran gedacht, aber jetzt wusste sie wieder, warum sie in jungen Jahren diese Stelle so sehr gemocht hatte. Wenn man morgens früh genug herkam, konnte man sich ein schattiges Plätzchen unter den großen Bäumen aus-

suchen, sein Badetuch auf dem Rasen oder den Kieselsteinen ausbreiten und den Tag hier verbringen. Zum Schwimmen waren die Gewässer im Sommer meistens nicht tief genug. Aber es war wunderbar gewesen, einfach nur herumzuplantschen und sich in der leichten Strömung treiben zu lassen.

Marie fiel es schwer, diesen Ort, der für sie mit Erinnerungen an glückliche Stunden in ihrer Kindheit verbunden war, mit einem Mordfall in Zusammenhang zu bringen. Sie musste sich innerlich regelrecht ermahnen, ihre Konzentration auf das Hier und Jetzt zu richten. Sie schaute sich nach ihrem Kollegen Richard um, dem sie eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatte. Seltsam, er hatte sich noch nicht zurückgemeldet. Dabei hätte sie ihn jetzt gern an ihrer Seite gehabt. Sie schaute auf ihr Handy. Ah! Er hatte ihr eine SMS geschickt, deren Eingang sie im Auto nicht gehört hatte. *Bin unterwegs*. Gut.

Dann rief sie auf ihrem Telefon den Kartenausschnitt mit der Markierung des Tatorts auf, den Kommissar Lauzin ihr zugemailt hatte, und schaute sich um. Sie entdeckte ein Stück weit entfernt, flussabwärts am Ufer der Dordogne, die von der Polizei abgesperrte Stelle. Mit raschen Schritten ging sie darauf zu.

Hoffentlich war Fred Blanquer schon da. Der Gerichtsmediziner, den sie gleich nach dem Gespräch mit dem Kollegen aus Bergerac angerufen hatte, kam aus Périgueux, und seine Strecke zum Tatort war kaum länger als ihre.

Eine große, kräftige Frau um die fünfzig und ein deutlich jüngerer kleiner Mann, beide in Polizeiuniform, standen vor dem weißgelben Absperrband. Die beiden boten einen kuriosen Anblick: Während seine Uniform eindeutig zu groß für seine schwächliche Figur war, spannte ihre an jeder Naht, und er wirkte so schüchtern, wie sie angriffslustig zu sein schien. Als Marie die zwei fast erreicht hatte, trat die Polizistin mit strenger Miene und vorgereckter Brust einen Schritt auf sie zu.

»Junge Frau, hier gibt es nichts zu gucken. Gehen Sie weiter!«,

befahl sie unwirsch und wedelte mit der Hand, um sie wegzuscheuchen.

Marie holte ihre Dienstmarke hervor.

»*Bonjour*, Commissaire Mercier aus Périgueux.«

»Ach, da sind Sie ja endlich«, sagte die Beamtin, die Marie fast um einen Kopf überragte, in vorwurfsvollem Ton. Sie war offensichtlich über das Kommen einer Kriminalkommissarin informiert worden. »Die Spurensicherung ist schon da. Ich begleite Sie hin. Folgen Sie mir!«

Während der Polizist, der kein Wort gesprochen hatte, wie selbstverständlich an der Absperrstelle stehen blieb, gingen die beiden Frauen zum Ufer. Die Beamtin lief energisch ein paar Schritte voraus. Als wollte sie deutlich machen, dass dies ihr Revier ist, dachte Marie mit einem innerlichen Schmunzeln.

»Achten Sie darauf, nicht auf mögliche Spuren zu treten!«, ermahnte sie Marie.

»Ich gebe mir Mühe«, antwortete Marie. Unter anderen Umständen hätte sie angesichts solchen Dominanzgetues wahrscheinlich kurz auf die hierarchischen Verhältnisse verwiesen. Aber jetzt amüsierte es sie eher, und irgendwie war ihr diese Frau in ihrer Sperrigkeit sogar sympathisch.

Nach kurzer Zeit erreichten sie das Team von der Spurensicherung.

»*Bonjour*, Madame la Commissaire«, grüßten die Kolleginnen und der Kollege aus Périgueux respektvoll. Heute waren sie zu dritt gekommen: zwei Frauen und ein Mann.

»*Bonjour, tout le monde!*«, antwortete Marie und reichte jedem die Hand.

»Ist Blanquer noch nicht da?«

»Spätestens in fünf Minuten«, versicherte der Kollege.

»Dann ist ja gut!« Ohne den Gerichtsmediziner konnten sie nicht wirklich anfangen.

»Und? Etwas gefunden? Irgendwelche Spuren oder Indizien?«, fragte sie mit einer weiten Handbewegung, die das abgesperrte Areal umfasste.

»Nein, und ich glaube auch nicht, dass wir hier etwas finden.« Eine der Beamtinnen zeigte auf ein kleines Holzboot, das sich im Gestrüpp am Ufer verfangen hatte. »Wenn Sie mich fragen, ist das Kanu von einem der beiden Flüsse hierhergetrieben worden. Der Wasserstand ist nach den heftigen Regenfällen der letzten Tage ziemlich hoch und die Strömung schnell. Da kann so ein leichtes, flaches Ding zügig von weiß Gott wo her angetrieben worden sein.«

Das war also das Boot, von dem Kommissar Lauzin erzählt hatte. Wenn es mit der Strömung hierher angeschwemmt wurde, dann war die Stelle hier vermutlich nicht der Tatort, sondern lediglich der Fundort.

»Wer hat es entdeckt?«, wollte sie wissen.

»Keine Ahnung. Wir haben vor einer guten Stunde einen anonymen Anruf erhalten«, antwortete die große Polizistin, die immer noch an ihrer Seite stand. »Es war eine männliche Stimme.«

»Und der Anrufer ließ sich nicht zurückverfolgen?«

»Natürlich nicht, das hätte ich Commissaire Lauzin mitgeteilt«, erwiderte die Beamtin leicht pikiert. »Als ich den Mann nach seinem Namen gefragt habe, hat er nur gesagt, dass er Urlaub hätte und sich seinen freien Tag nicht vermiesen lassen wolle. Dann hat er einfach aufgelegt.«

»Macht Sinn«, gab Marie zu. Diese Bossy-Polizistin hatte etwas.

Marie ging auf das Kanu zu. Es war ein wunderschönes Modell aus Edelholz mit langem Rumpf. Kein Vergleich zu den bunten Plastikkanus, die sonst um diese Jahreszeit auf und entlang der Vézère und der Dordogne zu sehen waren. Auf dem Bug stand mit geschwungener schwarzer Schrift der Name des Bootes: *L'Imprévu*. Marie trat vorsichtig näher und blickte hinein. Darin hatte

tatsächlich etwas »Unvorhergesehenes« stattgefunden. Zwischen den beiden Sitzbänken fiel Maries Blick auf einen leblosen Mann mit sportlicher Statur, der den ganzen Platz des Fußraums einnahm. Er lag auf dem Rücken, der Kopf war zur linken Seite hingewandt. Marie schätzte den Mann auf Anfang fünfzig. Es gab eine deutlich sichtbare Einstichstelle in der Brust, und der halbe Oberkörper war blutüberströmt. Rechts neben ihm entdeckte Marie einen blattförmigen Stein: lang, schmal und an der Spitze blutverschmiert. Das war dann wohl die mutmaßliche Tatwaffe, und sie sah tatsächlich wie ein prähistorisches Exponat aus einem Museum aus. Was machte ein solches Objekt an diesem Ort? Und wie war es dazu gekommen, dass jemand eine urzeitliche Waffe benutzte, um einen Mord zu begehen?

Marie hob den Kopf und scannte mit den Augen das umliegende Flussufer auf der Suche nach irgendeinem Hinweis. Aber nichts schien darauf hinzudeuten, dass hier ein Kampf stattgefunden hatte. Sie schaute, ob andere Boote in der Nähe waren oder es Spuren gab, die auf einen möglichen Täter hinweisen mochten. Aber nein, weit und breit sah alles einfach nur friedvoll und harmonisch aus. Nach dem vielen Regen der letzten Tage erstrahlte die Natur in frischem Glanz und leuchtete saftiges Grün. Die Wasserblumen, die um diese Jahreszeit im Fluss blühten, hinterließen lange, geheimnisvolle weiße Schlieren auf dem Wasser. Wie hießen die noch mal? Richtig, Flutender Hahnenfuß. Michel hatte ihr erzählt, dass sie zur Familie der Ranunkeln gehörten und seit ein paar Jahren wieder prächtig blühten, was von einer verbesserten Wasserqualität zeugte. Es war zur Abwechslung mal eine gute Nachricht aus der Umwelt. Aber genug der Botanik, ermahnte sie sich und konzentrierte sich wieder auf den Mordfall.

Der Gerichtsmediziner war noch immer nicht angekommen, und Marie wurde ungeduldig. Sie zog Latexhandschuhe an und wollte gerade in das Kanu steigen, als sie eine vertraute Stimme hinter sich hörte.

»Immer schön der Reihe nach. Zuerst bin ich dran.«

Marie drehte sich um.

»*Oui, bien sûr*«, willigte sie sogleich ein und hob beschwichtigend die Hände. »*Bonjour*, Fred, ich dachte, Ihnen sei vielleicht etwas dazwischengekommen. Bitte, die Leiche gehört ganz Ihnen.«

»Klar, ich habe noch in Ruhe einen Kaffee getrunken und mir gedacht, der Tote ist sowieso tot, und die Kollegen können ja warten. So wie es meine Art ist«, antwortete er, scheinbar im Scherz. Ihr beabsichtigtes Vorpreschen hatte ihm wohl nicht behagt, und die damit verbundene Missstimmung musste er auf ironische Weise loswerden.

Schon okay so, dachte Marie. Damit war die Sache geklärt, und sie ging nicht weiter darauf ein.

Als sie an Blanquer vorbeischaute, erblickte sie zu ihrer Erleichterung die rundliche Figur von Martin. Endlich konnte es losgehen! Ihr Mitarbeiter kam, wie es seine Art war, ganz gemächlich herbei. Seine Augen schienen ein wenig traurig zu blicken, doch seine Lippen hatten sich zu einem leichten Grinsen verzogen.

Kapitel 2

Limeuil, Mittwoch, 7. Juli

Eigentlich war ihm gar nicht danach zumute. Dennoch musste Inspektor Richard Martin, der zeitgleich mit Fred Blanquer eingetroffen war, schmunzeln angesichts der Szene, die er gerade aus geringer Distanz beobachtet hatte. Seine Chefin war eine exzellente Kriminalermittlerin und eine offene, wirklich sympathische Frau – aber die Geduldigste war sie nicht. Sie dachte schnell, also musste bei ihr immer alles sofort passieren und zackig vorangehen. Als ob die ganze Welt mit ihrem Tempo mithalten könnte! Sie neigte auch dazu, jede Aussage zu hinterfragen, so à la »Sind Sie sich da ganz sicher?«. Der Gerichtsmediziner hatte ihn mal gefragt, wie er das ertrug, denn er fände es, wie er sagte, »schon anstrengend«. Richard hatte Fred aber davon überzeugen können, dass es weder Respektlosigkeit noch Überheblichkeit ihrerseits war, sondern schlichtweg eine Form besonderer Gründlichkeit.

»Ah, Richard, da sind Sie ja«, begrüßte Marie ihn in herzlichem Tonfall. Sie schien froh, ihn zu sehen, und er schenkte ihr ein freundliches Hallo.

»Dann wollen wir mal sehen, was uns heute Schönes erwartet«, sagte Fred.

Richard wunderte sich über seine Wortwahl. Was sollte an einem Mord »schön« sein? Er beobachtete, wie Fred Blanquer seine Latexhandschuhe anzog und vorsichtig in das Boot stieg – als befürchte er, das Gleichgewicht zu verlieren. Richard fühlte sich ein

wenig an die tanzenden Bewegungen einer Marionette erinnert. Wasser schien nicht das Element dieses langen dünnen Kerls zu sein. Richard Martin verstand das, denn er selbst hatte auch am liebsten festen Boden unter den Füßen. Im wörtlichen und im übertragenen Sinne, dachte er etwas wehmütig.

Als der Gerichtsmediziner sich auf die hintere Bank des Kanus fallen ließ, schaukelte es und erzeugte kleine Wellen am Flussufer.

»Halt still, du blödes Ding«, brummte er.

Richard trat näher zum Boot und stellte sich neben Marie. Ihre Blicke folgten dem des Gerichtsmediziners, der den Toten aufmerksam betrachtete. Dessen Augen und Mund waren weit aufgerissen, als hätte es ihn erstaunt, umgebracht zu werden.

Fred bückte sich und zeigte auf etwas Blutverschmiertes, das ein bisschen wie ein Steindolch aus einer längst vergangenen Zeit aussah. Kann das wirklich die Tatwaffe sein?, fragte sich Richard.

»Jaja, so was in die Brust gerammt zu bekommen kann einen schon überraschen«, sagte Fred mit seinem sehr eigenen Sinn für Humor. »Hm, hm, hm ... Schauen wir uns das doch mal genauer an.«

Blanquer war offensichtlich ganz in seinem Element. Einmal hatte er Richard erzählt, er würde die erste Begegnung mit den Opfern lieben. Ja, er hatte tatsächlich »lieben« gesagt. Es sei ein bisschen wie ein Kennenlernen: Jeder Tote habe eine Geschichte zu erzählen, und das berühre ihn immer wieder aufs Neue. Richard fand Fred Blanquer, dessen Ansichten und überhaupt dessen ganze Art etwas sonderbar.

Jetzt tastete der Gerichtsmediziner die Hand des Toten ab. »Die Körperstarre ist bereits fortgeschritten. Der Tod liegt mindestens fünfzehn Stunden zurück, wenn nicht länger«, erklärte er. »Bei der Hitze setzt die Verwesung schnell ein. Der Gute fängt schon an zu müffeln.«

Richard nahm tatsächlich einen süßlichen Geruch wahr und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Fred untersuchte den Toten weiter und berührte dessen Unterleib. »Sehen Sie, sein Bauch bläht sich allmählich auf, und die Fliegen sind auch schon zur Stelle. Die freuen sich auf ein Festmahl. Lecker, lecker!« Mit dem Zeigefinger wies er auf eine Fliege, die zunächst laut summend um das Gesicht des Opfers schwirrte und dann in das linke Nasenloch hineinkroch.

Richard konnte sich eine angeekelte Grimasse nicht verkneifen. Er war nun mal ein Kriminalpolizist, der den Anblick von Leichen schlecht ertrug, und Ungeziefer war erst recht nicht seins.

»Meinen Sie, dass der Mann hier im Boot gestorben ist?«, wollte Marie wissen.

Fred sah sich um.

»Ich vermute, ja, zumindest sehe ich hier keinerlei blutige Schleifspuren.«

Der Pathologe erhob sich von seinem Bänkchen, wodurch das Kanu wieder ins Schaukeln geriet, was ihm gar nicht gefiel. Mit unsicheren Bewegungen beugte er sich über die Leiche und betrachtete die seltsame Waffe.

»Das wird wohl das unschöne Loch in der Brust verursacht haben«, sagte er lakonisch und wandte sich wieder der Leiche zu. »Also ran an die Bouletten! Was hat das Ding hier drinnen Schönes angerichtet?«

Richard wusste, dass Fred Blanquer ein hervorragender Gerichtsmediziner, ein wahres Arbeitstier und absolut zuverlässig war. Aber auch nach all den Jahren der Zusammenarbeit hatte er noch nicht herausgefunden, ob die geschmacklosen Sprüche des Arztes, die er bei jeder Untersuchung einer Leiche zum Besten gab, eine Form von Provokation oder eine Übersprunghandlung waren. Vielleicht traf ja beides zu.

Der Pathologe knöpfte das blutverschmierte Hemd auf, das nach feiner Baumwolle aussah, und legte die behaarte Brust des Mannes frei.

»Bei dem Pelz war er für jedes Wetter gerüstet. Gute Isolierung

gegen Kälte und Wärme. Wie praktisch!« Mit erstaunlich sanften Fingern befreite er die Wunde von den Brusthaaren. »Ziemlich ausgefranst.« Er tastete und zählte die Rippen von oben nach unten. »Eins, zwei, drei, vier ... Zwischen vierter und fünfter Rippe ... Der Täter muss mit ziemlicher Wucht zugestoßen haben. Ich tippe auf einen kräftigen Täter – oder auf eine sehr wütende Täterin. Nein, es war eher ein Mann. Bei einer Waffe aus Stein braucht es ordentlich Kraft, um sie tief genug in den Oberkörper hineinzurammen. Ich gucke mir die Wunde später in der Pathologie genauer an, aber ich vermute mal, dass die scharfe Steinspitze den linken Herzflügel erwischt hat.«

»War der Mann auf der Stelle tot?«, wollte Marie wissen.

»Davon ist auszugehen. Bei so einer Verletzung geht das Schwuppdwupp. Herzstillstand. Und gute Nacht, Marie!«

Richard zuckte zusammen und schaute zu seiner Chefin. Die Kommissarin hatte kurz verwundert die Augenbrauen hochgezogen, dann aber sah sie den Pathologen amüsiert an.

Erstaunlicherweise schien Fred Blanquer bemerkt zu haben, dass er etwas Unpassendes gesagt hatte. Normalerweise war er da schmerzfrei. Er schien kurz zu überlegen und meinte dann: »Was soll ich Ihnen sagen? Es ist, wie es ist. Ein Stich ins Herz ist nun mal fatal.«

Er nahm den etwa fünfundzwanzig Zentimeter langen Gegenstand aus hellem Feuerstein auf und hielt ihn hoch. Der lanzettförmige Stein war keinen Zentimeter dick und hatte verdammt scharfe Kanten.

Dieses Ding hat doch einen besonderen Namen, überlegte Richard. Das hatte er als Schüler mal bei einem Museumsausflug gelernt. Irgendein Pflanzename ... Aber es fiel ihm gerade nicht ein. Er hatte noch nie etwas mit diesen prähistorischen Artefakten anfangen können und verband damit die langweiligsten Museumsbesuche seiner Jugend. Sein früherer Chef, Michel Leb-lanc, konnte sich hingegen dafür begeistern.

Währenddessen holte Fred, der sich wieder aufgerichtet hatte, einen Asservatenbeutel aus seiner Tasche und legte die seltsame, blutverschmierte Waffe hinein.

»Haben Sie so was schon mal gesehen?«, fragte er die Kommissarin.

»Im prähistorischen Museum, ja, aber in einer menschlichen Brust noch nie«, erwiderte sie. »Zeigen Sie mal!«

Marie nahm den Beutel entgegen und betrachtete den Inhalt von allen Seiten.

»Wer und warum bringt ein Mensch einen anderen mit einer solchen Waffe um?«, staunte sie und überreichte den Beutel dann Richard. »Halten Sie mal hoch.«

Während Marie mit ihrem Handy mehrere Fotos von dem Objekt schoss, gab der Mediziner weitere Bonmots zum Besten.

»Willkommen im Périgord, der Heimat des Cro-Magnon-Menschen!«, verkündete er grinsend. »Hier achten sogar die Mörder auf Lokalkolorit.«

»Wo Sie da gerade schon im Kanu sind, könnten Sie nachschauen, ob das Opfer eine Brieftasche und oder ein Handy bei sich hat?«, bat ihn Marie.

Richard deutete ihre Frage so, dass sie das Gespräch wieder auf ein angemessenes Niveau bringen wollte, und war ihr dankbar dafür.

»Im Boot liegt nichts«, stellte Fred fest. »Aber Herren tragen persönliche Gegenstände gern in den Gesäßtaschen.« Er beugte sich erneut über den Toten und ließ seine Hände unter ihn gleiten. Das Kanu schaukelte gefährlich.

Stimmt, dachte Richard, der seine Brieftasche ebenfalls dort trug, und im nächsten Moment erkannte er am zufriedenen Blick des Gerichtsmediziners, dass dieser fündig geworden war.

»Bingo! Ein Telefon und eine Brieftasche.« Beides händigte er Richard aus, der vorsichtshalber schon Latexhandschuhe angezogen hatte.

»So, kann ich den Kameraden jetzt einpacken?«, fragte der Arzt, streckte den Rücken durch und stieg dann mit langsamen, schwankenden Bewegungen ans Ufer. »Der könnte ein bisschen Kühlung gebrauchen.« Er stellte sich neben Marie, die den Toten nun noch einmal eingehend betrachtete.

Auf Richard wirkte es, als wolle sie das Bild des Opfers in ihr Gedächtnis einscannen. Die zierliche Frau und der schlaksige Mann mit dem langen, schmalen Gesicht bildeten ein skurriles Duo, bei dem Marie noch kleiner aussah, als sie war.

Sie drehte sich zu Richard um. »Was sagen eigentlich die Papiere?«, fragte sie und zeigte auf die Brieftasche, die er in der Hand hielt. Später würde er sie den Kollegen von der Asservatenstelle übergeben.

»Pierre Boisset, geboren am 12. Juni 1970 in Mauriac-sur-Vézère, wohnhaft Place du Marché in Mauriac-sur-Vézère«, las er aus dem Personalausweis vor.

»Anscheinend ein Mann, der seinem Heimatort sehr verbunden war«, merkte Marie an.

»Mauriac gehört übrigens zum Einzugsgebiet von Périgueux«, stellte Richard fest. »Also vielleicht doch ein Fall für uns.«

»Und, sonst noch was Interessantes in der Brieftasche?«

Richard schüttelte den Kopf. »Drei Kreditkarten ... achtzig Euro in Scheinen ... eine Krankenversicherungskarte ... Führerschein und Autopapiere, alles auf dieselbe Adresse ausgestellt. Sonst nichts. Kein Foto, nichts Handgeschriebenes.«

»Alles klar«, sagte Marie und wandte sich wieder an den Pathologen. »Danke, Fred. Von mir aus können Sie das Opfer mitnehmen. Und ich muss jetzt los. Eigentlich habe ich heute frei – eine Familienangelegenheit, die sich leider nicht verschieben lässt. Außerdem müssen wir mit den Kollegen von Bergerac noch klären, wer den Fall nun übernehmen wird.«

»Genau!«, bekräftigte die große Polizistin, die die ganze Zeit über in ihrer Nähe geblieben war und der Richard vorhin seinen

Dienstausweis hatte zeigen müssen, so als könne er eine Gefahr darstellen.

Die schaut ja ganz schön misstrauisch, dachte er empört. Als wären sie Eindringlinge! Dabei waren sie eingesprungen, weil die Kollegen sie darum gebeten hatten. Es war ja nicht so, als ob sie auf dem Kommissariat in Périgueux nichts zu tun hätten und sich langweilen würden.

»Alles klar dann«, sagte Fred. »Der hier läuft Ihnen heute sowieso nicht mehr weg. Und die Jungs von der Spurensicherung werden das Kanu unter die Lupe nehmen.«

»Begleiten Sie mich zum Auto, Richard?«, fragte Marie.

»Klar.« Er war froh, diesen seltsamen Ort zu verlassen.

Sie verabschiedeten sich von allen Kollegen und machten sich auf den Weg zum Parkplatz.

Marie lief leichtfüßig voran. Sie bewegte sich mit leiser Eleganz, wie ihm immer wieder auffiel. Neben ihr kam er sich oft wie ein plumper Teddybär vor. Na ja, wenn er ein paar Pfunde weniger wiegen würde, wäre das wohl anders.

Plötzlich klingelte sein Telefon. Er blieb für einen kurzen Moment stehen, um auf das Display zu schauen. Sein Herz schlug sofort höher, als er den Namen las, aber er konnte jetzt unmöglich antworten und drückte den Anruf geradezu panisch weg. Abgelenkt durch den Mordfall, hatte er für einen kurzen Moment den Tsunami vergessen, der über sein Leben hinweggerast war. Doch früher oder später würde er sich den Konsequenzen stellen müssen.

*

Marie stand vor ihrem Auto und beobachtete Richard, der mit seinem Telefon in der einen Hand und den beiden Asservatenbeuteln in der anderen ungeschickt herumhantierte. Er war ihr ziemlich langsam gefolgt, und als sie nun in sein Gesicht blickte, stellte sie fest, dass er übernächtigt wirkte.

»Haben Sie sich auch das Handy des Toten angeschaut?«, fragte sie ihn.

»Ist natürlich gesperrt.«

Richard nahm das Telefon aus dem einen Beutel und überreichte es ihr, nachdem sie Latexhandschuhe übergestreift hatte.

Das Foto der Fassade eines Restaurants diente als Bildschirm-schoner. *Aux Bons Amis* war auf der Markise zu lesen.

»Interessant. Das ist ein Feinschmeckerlokal mit ein oder zwei Michelin-Sternen. Ich habe da zwar noch nie gegessen, aber es ist bekannt, und ich weiß genau, wo es ist.« Marie zeigte auf die Papiere des Mordopfers. »In besagtem Mauriac-sur-Vézère.«

»Sie meinen, der Tote könnte etwas damit zu tun haben?«

»Es wird einen Grund geben, warum er das Foto auf seinem Handy hat. Entweder hatte er beruflich etwas mit dem Restaurant zu tun, oder er war ein zufriedener Stammgast.«

Marie suchte auf ihrem Smartphone nach der Webseite des Restaurants und wurde in der Rubrik »Wir über uns« fündig. Es gehörte Edith und Pierre Boisset, und auf dem Foto mit dem strahlenden Paar erkannte sie den Toten aus dem Kanu. Sie zeigte Richard das Bild.

»Oh, wie traurig, es gibt eine Witwe«, sagte er mitfühlend.

»Sieht so aus. Eine Witwe, die über den Tod ihres Mannes informiert werden muss«, sagte Marie.

Sie überlegte, wie sie jetzt am besten vorgehen sollte, denn sie war in einer unangenehmen Situation. Der arme Georges war bestimmt schon am Rand der Verzweiflung, und sie konnte ihn leider nicht anrufen, da er weder ein Handy noch einen Festnetzanschluss hatte, und an Léonies Telefon würde er nicht drangehen. Sie musste also unbedingt um die Mittagszeit zu Hause sein. Doch selbst wenn die Kollegen von Bergerac den Fall später übernehmen würden – sie konnte die Ermittlungen unmöglich auf den nächsten Tag verschieben. Sie versuchte, Kommissar Lauzin zu erreichen, landete aber auf dessen Mailbox. Mist! Wie auch

immer die Entscheidung ausfallen würde, die Witwe musste unverzüglich informiert werden. Marie beschloss, sich die Aufgaben mit Richard zu teilen. Mauriac war ungefähr fünfzehn Kilometer von Saint-André entfernt – nur ein kleiner Umweg für sie, wenn sie gleich von hier aus nach Hause fuhr. Sie schaute auf die Uhr. Zwanzig nach neun.

»Ich fahre jetzt nach Mauriac und suche Madame Boisset auf«, sagte sie. »Und Sie schauen, ob Sie hier noch irgendwelche Informationen zusammentragen können. Sprechen Sie sich mit der Spurensicherung ab, und dann versuchen Sie, etwas über diesen Pierre Boisset herauszufinden. Ach ja, und hier ist die Nummer von Commissaire Lauzin. Versuchen Sie bitte noch einmal, ihn zu erreichen, und halten Sie mich dann auf dem Laufenden.«

»Ich kümmere mich sofort darum«, antwortete er. Sein Tonfall war wie immer freundlich, aber seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, bereitete ihm irgendetwas Sorge. Vielleicht hatte es etwas mit dem Anruf zu tun, den er vorhin nicht angenommen hatte, wie Marie bei einem kurzen Blick über die Schulter bemerkt hatte. Das hatte sie bei ihm noch nie erlebt.

»Sagen Sie, Richard, ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Äh, ja.«

»Ich finde, Sie wirken anders als sonst.«

»Nein, nein, alles gut«, erwiderte er. »Ich mache mich gleich an die Recherche. Fahren Sie ruhig, ich informiere Sie sofort, wenn es weitere Entwicklungen gibt.«

Marie merkte, wie viel Mühe es ihn kostete, gelassen zu bleiben. Komisch. Andererseits, warum sollte nicht auch Richard mal ein Stimmungstief haben? Sie hatte sich vielleicht zu sehr daran gewöhnt, dass er stets gut gelaunt und ausgeglichen war.

»*Merci*, Richard.« Was immer ihn auch beschäftigte, Marie wusste, dass auf seine Gewissenhaftigkeit Verlass war, und das war ein beruhigendes Gefühl. »Dann mache ich mich jetzt auf den Weg nach Mauriac.«

Nachdem sie sich voneinander verabschiedet hatten, stieg Marie eilig in ihr Auto und fuhr los. Endlich konnte sie Michel zurückrufen, dessen Anrufe sie bereits zwei Mal hatte wegdrücken müssen.

»*Bonjour, mon cœur.* Da bist du ja endlich!« Marie hörte die Freude in seiner warmen, sonoren Stimme.

Wie schön es war, so geliebt zu werden! Noch nie zuvor hatte ein Mann sie »mein Herz« genannt.

»Es tut mir wirklich leid, aber uns ist in aller Frühe ein Fall gemeldet worden, und ich musste nach Limeuil. Sehr merkwürdige Sache.« Gern hätte sie sich, sozusagen von Kollegin zu Kollege, mit Michel darüber ausgetauscht, aber sie wusste, dass er im Auto über die Bluetooth-Anlage telefonierte und Léonie und Rose zuhörten. Also wechselte sie das Thema. »Und? Hast du unsere Globetrotterinnen gefunden?«

Über die Lautsprecheranlage kam sofort eine Rückmeldung, und zwar von beiden Damen gleichzeitig.

»*Bonjour, ma chérie!*«

»*Coucou, Marie!*«

Sie klangen fit und bestens gelaunt. Marie hatte befürchtet, dass die lange Reise sie überanstrengen könnte, doch da hatte sie wohl falschgelegen.

»Was für ein Fall?«, fragte Rose sofort. Sie hatte ein ausgeprägtes Faible für Krimiserien und war darüber hinaus die Menschgewordene Neugierde.

»Wir sind erst vor zehn Minuten ins Auto gestiegen«, kam Michel Marie zu Hilfe, indem er das Thema wechselte. »Und jetzt stehen wir natürlich im Stau. Bordeaux macht seinem Ruf alle Ehre. Also, vor eins sind wir bestimmt nicht da.«

»Wie geht es dir, *ma chérie?*«, wollte Léonie wissen. »Und Georges?«

»Uns geht es gut, aber wir können es kaum erwarten, euch zu sehen! Ohne euch ist Saint-André leer und trostlos.«

»Also, was ist das für ein Fall?«, hakte Rose nach, die es nicht

mit Gefühlsduseleien hatte und sich auch nicht so schnell abwimmeln ließ. Dafür war ihre Sensationslust schlichtweg zu groß.
»Etwa ein Mord?«

»Du weißt doch, ich kann nicht darüber sprechen, Rose«, antwortete Marie freundlich, aber bestimmt.

»Ach, ihr immer mit eurer blöden Schweigepflicht. Wem soll ich davon schon erzählen?«, erwiderte die Nachbarin in beleidigtem Tonfall.

Das aus Roses Mund zu hören war der Witz schlechthin. Die Wahrheit war, dass Rose der ganzen Welt davon berichten würde, denn sie war das größte Plappermaul im Périgord.

»Jetzt lass es doch mal gut sein, Rose«, ermahnte Léonie sie. Wie immer war sie bemüht, ihre Großnichte zu beschützen.

Marie hörte Rose verärgert aufseufzen und konnte sich allzu gut ihren beleidigten Gesichtsausdruck vorstellen. Sie musste an Obelix denken, der immer die Schultern bis zu den Ohren hochzog, wenn Miraculix ihm den Zaubertrank verweigerte.

»Außerdem wüsste ich gern, wie die Geschichte mit dem Taschendieb in Piräus ausgegangen ist«, sagte Michel.

»Ja, dem habe ich es vielleicht gezeigt ...«, legte sie auch so gleich los.

Guter Schachzug, dachte Marie, empfand aber zugleich ein bisschen Mitleid mit Michel. Rose würde ihm ein Ohr abkauen. Ihr Freund ahnte nicht, worauf er sich da eingelassen hatte. Aber die von ihm erwähnte Geschichte war gut. Léonie hatte Marie vor ein paar Tagen am Telefon erzählt, wie ein Taschendieb am Hafen von Athen fälschlicherweise geglaubt hatte, die beiden alten Damen wären leichte Opfer. Statt deren Portemonnaies zu erbeuten, hatte er einige ordentliche Kopfhiebe mit Roses Schirm abbekommen. Das gute Stück war danach zwar kaputt gewesen, aber das Triumphgefühl hatte den Verlust wettgemacht.

»Okay, gute Fahrt dann. Und bis gleich! Ich freue mich sehr auf euch alle!«, sagte Marie und drückte aufs Gaspedal.

Die Verspätung kam ihr sehr gelegen. So würde sie in aller Ruhe mit der Frau von Pierre Boisset sprechen können. Eine Todesnachricht zu übermitteln war immer eine schwierige Aufgabe, und man war es den Angehörigen schuldig, sich die nötige Zeit dafür zu nehmen. Das war eine Frage des Respekts.